

Information | Satire | Kultur



Die andere Seite der Stadt.


Oktober 2002

 EDITORIAL Seite 2

 KULTURKAMPF Seite 3

 GEKAUFT! Seite 8

 ÜBERLAND Seite 11

 TAGEBUCH Seite 15

 AUTOREN / KONTAKT Seite 21

Geneigte Leserschaft,

lehnen Sie sich zurück. Die Wahl ist vorbei, der Neue Markt ist alle, die ganze Hetzerei hat ein Ende. Jetzt ist erst einmal Herbst, wonniglich wedelt Blattwerk am Fenster vorbei, heimelig blubbern alle Richtung Weihnachten. Lassen Sie sich nicht einreden, jetzt noch was zu reißen – das nächste Jahr kommt bestimmt, dann ist immer noch Zeit!

So schnell schießen sie nicht. PotZdam bietet Ihnen wie gewohnt einen Hort der Ruhe und Besinnung. Wir waren für Sie wieder in der Welt und haben aufgeschrieben, was wir erlebt haben. Viel Schönes gab es nicht, aber wir dokumentierten das Elend. Lesen Sie, urteilen Sie, wir sind immer für Sie da:

Die Redaktion

Wahl 2002 in der Medienrepublik

... und die Sache mit den Reizwörtchen

Von Mathias Deinert

Es waren hitzige Wahlkampfwochen! Voller Skandale, voller himmelschreiender Entgleisungen, voller Medienrummel und voller familiärer Entzweiungen, weil man auf Papas Mittelstand-Spitzenkandidaten schimpfte, er wiederum auf den eigenen, usw. Ja, es waren hitzige Wahlkampfwochen! Aber was haben sie uns gelehrt? Medienmacht. Und Medienohnmacht. Zuerst zur Macht:

Nehmen wir an, ich würde bei einer Tageszeitung arbeiten. Und nehmen wir weiter an, ich möchte die Künast oder ihre Partei in Schwulitäten bringen, aus welchen Gründen immer. Dann behaupte ich als pfiffiger Schreiber einfach, sie hätte bei der letzten Zuchtbullerversteigerung in Osterburg fallen lassen: „Der Stoiber ist ein ganz besonders blödes Rindvieh – das war ja auch der olle Goebbels schon.“ Und gebe die Behauptung in den Druck. Damit ist ihr Abstieg besiegelt.

Denn ob so eine Äußerung 25.000 Bauern mit mir gehört hätten oder nur meine journalistische Wenigkeit, gleichviel! Sofort würden Presstreffs anberaumt, damit Renate Künast stichhaltig beweise, dass sie DAS nicht gesagt habe. Jedenfalls nicht SO. Freilich würde sie Erklärungen verlesen, was für einen Respekt sie vor Stoibern habe und pipapo. Doch das wären nur ihre letzten Windungen im Todeskampf.

Ich würde gelassen vor Reportern behaupten, ich hätte noch niemanden so schamlos lügen sehen ohne rot zu werden wie die Künast; kaltschnäuzig sei sie; außerdem habe sie sich mit ihrem haarsträubenden Vergleich zum Möllemann der Grünen gemacht! Meine Redaktion stünde hinter mir. Eidesstattlich.

Indes müssten sich Leute auf der Straße bereits dazu äußern, wie sie diesen infamen Satz der Ministerin fänden. Und wenn's unter unseren Lieschen Müllers und Otto Normalverbrauchern nur einen gäbe, der die genaue Deckung Stoibers mit Goebbels (vom Rindvieh, Bücherschreiber, Volksverhetzer, Kriegstreiber bis Mörder) nicht herauslese: Der müsste eine Medienschelte über sich ergehen lassen, dass es ja wohl genüge, beide Namen zusammen in einem Satz zu nennen! Egal in welchen Zusammenhängen!! Und wenn weiterhin dem Normalbürger eben diese Zusammenhänge NICHT egal wären, stünde womöglich bei der Fernsehausstrahlung als Erklärung unter seinem Gesicht: „Manfred Schluppke (46) Müllfahrer – verteidigt die Nazi-Reden der Ministerin“, damit die Zuschauer „da draußen an den Bildschirmen“ gleich wüssten, wo Herr Schluppke seiner Gesinnung nach hinzustecken sei.

Meine gedruckte Behauptung begönne auch darum ein Eigenleben, weil der Herausforderer des Kanzlers seinerseits nur 2 Sekunden nach Erscheinen Presstreffs anberaumen würde, worin er seine Bestürzung ausdrücken und das Unvermögen der jetzigen Regierung vermerken würde. Dann müsste Schröder eine Entschuldigung an Stoibern schreiben, aber Stoibern würde die Entschuldigung nicht genügen, usw. usf.

Das Witzige dabei ist: Diese Medienschraube dreht sich automatisch genauso, noch BEVOR irgend etwas geprüft wurde, z.B. ob noch jemand anderes diesen Satz der Ministerin gehört hat außer mir. Und nach spätestens zwei Tagen Medienküche hätte der Satz so viel Wirklichkeit, dass völlig egal ist, ob er nun gesagt wurde oder nicht. Er hängt der Künast einfach an. Dann wäre die Künast für Schrödern untragbar. Und dann müsste sie gehn.

Und damit sind wir bei der Ohnmacht der Medien sich selbst gegenüber, denn: Der Schreiber und die Zeitung stehen mit ihren Worten gegen die der scheidenden Ministerin. DAS wirft auch Schmutz auf den Schmutzwerfer. Zumindest für die Zeit der Wahrheitsfindung. Wenn noch nicht klar ist, wer hier die angebliche Wahrheit sagt.

Wenn sich nun die Künast tatsächlich im Ton vergriffen hätte? Das tut nichts, der Jude wird verbrannt!* bzw. seine Zeitung! Wenn auch sie nicht erklären könnte, was das Zusammenbringen beider Namen offen legen sollte? Tut nichts, der Jude wird verbrannt!*

bzw. seine Zeitung! Und wenn sie sogar noch andere zweifelhafte Äußerungen gebracht hätte, die ja nun nicht alle aus der Luft gegriffen sein können? Da man die letztgültige Wahrheit nicht herausfinden wird – wird auch zwangsläufig der Jude verbrannt! bzw. seine Zeitung. Alle gehen ab!

*(dies sagt der Patriarch in Lessings *Nathan*)

Ich bin mir sicher, dass es immer genauso verläuft. Niemand weiß Medien(ohn)macht zu bannen! Und warum? Weil man selber eins ist. Im Konzert der Medien. Ein Medium. Ja, Sie und ich. Ein Medium, durch das die öffentlichen Geister reden. Und das zu öffentlichen Geistern reden kann ... ähem, könnte.

© POTZDAM 2002 – Mathias Deinert

| KULTURKAMPF |

Böhme Jauch Schmidt

Einmal Irrsinn und zurück bitte

Von M. Gänsel

Wie halten Sie's? Nehmen wir einmal an, Sie stehen oder sitzen so herum und vor Ihnen passiert etwas. Natürlich sind Menschen im Spiel, natürlich reden diese Menschen miteinander. Sie sind vollkommen überzeugt, dass das, was Sie da gerade sehen und hören, ungeheurer Schwachsinn ist. Im Theater, auf der Straße, im Büro. Sie sehen den ungeheuren Schwachsinn und denken sich eine der beiden folgenden Sachen:

- 1) *Totaler Blödsinn, wie kann man nur, also nein!*
- 2) *Ist ja klar, die müssen das machen, das Geld, die Leute wollen es doch nicht anders.*

Wenn Sie sich für Variante 1) entscheiden, können Sie dem Schwachsinn zwar nichts entgegen setzen, kommen aber aus der Sache ganz gut heraus. Meist gehen Sie deswegen einfach aus dem Zuschauerraum, auf die andere Straßenseite oder kurz mal vor die Tür. Sie können den Kopf schütteln und einmal mehr den Beweis erbringen, dass alles ein Elend ist.

Natürlich sind Sie als Vertreter von Variante 1) ein ganz armes Würstchen, das die Welt in ihrem Lauf weder kapiert noch aufhält. Sie besitzen Urteilsvermögen, kommen aber über ein „Gut!“ oder „Böse!“ nicht hinaus. Sie wollen nicht dahinter sehen, weil Sie mit der Entscheidung für die richtige Seite schon vollauf beschäftigt sind. Ganztags, gewissermaßen. Sie sind ein Opportunist – Sie erkennen den Schwachsinn und ordnen ihn kraft Ihres Urteilsvermögens so schnell wie möglich ein – um heil heraus und wieder ins gewohnte Fahrwasser zu kommen.

Wenn Sie dagegen eher zu Variante 2) tendieren und müde abwinken, weil Sie die ganze Sache ja SOWAS von durchschauen, sind Sie ein noch ärmeres Würstchen. Sie sehen dahinter, Sie haben sich die Mühe gemacht und Motivation, Strategie und Zweck erkannt, ja Sie wissen, warum das alles passiert. Sie ahnen sogar, dass die Verursacher des Schwachsinn das auch wissen, ja dass gerade ein Häufchen Leute herumsitzt und redet und das ganze Häufchen im Grunde weiß, was für einen ungeheuren Schwachsinn es da gerade abliefern. Ja: Als Vertreter von Variante 2) sitzen Sie plötzlich wie blöd in einer Reihe mit den Protagonisten, haben sich fein gemein gemacht mit dem Schwachsinn. Da kommen Sie in keinem Fall heil heraus, da können Sie zynisch lachen soviel Sie wollen.

Was ist passiert?

Erich Böhme, Günther Jauch und Harald Schmidt sitzen in für ersteren zu schmalen (dicker Bauch), für die beiden letzteren zu eng zusammen gestellten (lange Beine) roten Sesseln. Das Thema wird sicherheitshalber unten eingblendet, niemand käme darauf: Sie reden über die Bundestagswahl. D.h.: Böhme sondert Schlagworte ab, assoziiert frei und sagt immer mal „ihr“ zu den beiden Lausbuben. Schmidt und Jauch verwenden zu wenig Zeit auf

ihre Körperhaltung, deren Beherrschung auf so engem Raum einer Kür am Schwebebalken gleichkommt. Was gesagt wird, ist vollkommen nebensächlich und Schwachsinn.

Was bleibt?

Die Entscheidung für Variante 1) fällt leicht, lässt die Protagonisten aber mit einer geringen, d.h. keiner Strafe davon kommen. Das haben sie nicht verdient.

Variante 2) dagegen endet mit konvulsivischem Zucken im Rachenraum. Sie können sich gut finden, weil Sie Schmidts Witze gut finden und sowohl Zustandekommen als auch Prozedere der Veranstaltung auf die kleinsten Bestandteile reduzieren können. Dass bei jeder Rechnung Schwachsinn heraus kommt, können Sie nicht verhindern, denn NATÜRLICH haben die beiden Jungs nichts zur Bundestagswahl zu sagen, natürlich ist das alles eine Farce, eine Nullnummer, ja eine Minus-Nummer!

Und jetzt?

Mut zum Pathos, schwingen Sie sich auf zu Variante 3). Werden Sie moralisch! Sprechen Sie von Verantwortung! Lassen Sie nicht zu, dass Ihnen wer zeigt, wie Sie über den Dingen stehen. Verbitten Sie sich ein Urteil zu hören, ohne dass man Ihnen den Entscheidungsweg erklärt hat. Quatschen Sie nicht dreimal nach, was Sie einmal lachen ließ, hören Sie auf, immer alles NICHT ERNST zu nehmen. Fragen Sie, warum sich jemand für so etwas hergeben muss* und es offenbar ums Verrecken nicht schafft sein Maul zu halten – seien Sie enttäuscht!

* Da kommt dann das mit dem Geld – das mit dem Geld?!

© POTSDAM 2002 – M. Gänsel

| KULTURKAMPF |

Wer ist hier der Boss?

In Schweden ist alles besser...

Von P. Brückner

„Bei anderen ist der Kunde König, bei uns ist er Gott!“ Wer hat das wohl gesagt. Ich weiß es nicht, aber du, Möbel BOSS Potsdam, musst bei diesem Satz gar nicht mit den Fingern schnippen.

Kommt ein Kunde und möchte ein läppisches Regal in Buchendekor kaufen.

„Ham wir grad nich!“, ist die lapidare Aussage des Verkäufers.

„Aber Sie haben doch eben dieses Regal in ihrem Prospekt angepriesen.“, macht der Kunde seiner Enttäuschung Luft.

„Der is aber schon alt“, kontert der Verkäufer, „vierzehn Tage so.“

Der Kunde sinniert über die Schnelllebigkeit der Zeit, in der 14 Tage ein halbes Menschenleben ausmachen.

„Wir haben's aber in Birke“, wird er vom Verkäufer jäh aus seinen Gedanken gerissen. Nun passt Birke so gar nicht, wenn man noch kein Stück in diesem Dekor besitzt. Außerdem fällt das Auge des Kunden auf ein fein säuberlich zusammengesetztes Regal – in Buche. „Das hätt ich gern.“ Der Kunde ist froh die Situation geklärt zu haben.

„Das verkauf ich nich.“ Der Verkäufer ist um Transparenz bemüht: „Sonst muss ich ja, wenn wieder ne Lieferung kommt wieder eins zusammenbauen.“ Der Kunde prüft dieses Argument auf Stichhaltigkeit, findet aber keine.

„Na dann machen Sie das, und ich nehm jetzt dieses Regal.“

„Mit Ihnen diskutier ich da gar nich drüber“, plustert sich der Verkäufer, „Ich hab NEIN

gesagt!

Gut, sagt sich der Kunde. Wenn er nicht will, will vielleicht der Marktleiter.

„Was´n?“ Der Marktleiter lehnt lässig am Tresen.

Das Gefühl abschüttelnd, ein Schulkind zu sein, beginnt der Kunde: „Ich wollte ein Regal..., hier im Prospekt..., Sie haben nur noch ein Ausstellungsstück...“

„Der Prospekt is aber schon alt“, ignoriert der Leiter die Frage.

„Schon, aber es steht kein Gültigkeitsdatum drauf...“, versucht der Kunde wieder auf sein Anliegen zurückzukommen, „...und ich würde gern das Ausstellungsstück kaufen.“

„Nö!“ Mehr gibt es nicht vom Marktleiter. „Wie nö? Warum denn nicht?“ Der Marktleiter will dem Kunden klarmachen, dass er nicht nur Unmögliches sondern gar Unverschämtes verlangt. „Bei Ikea würde das auch nicht gehen.“

Der Kunde glaubt sich verhöhrt zu haben. „Ikea ist für Sie also das Maß aller Dinge?“

Der Versuch an seine kaufmännische Ehre zu appellieren entlockt dem Leiter nur ein müdes Lächeln. „Warum soll ich dann nicht gleich zu Ikea einkaufen gehen?“ Die Antwort lässt jede weitere Diskussion überflüssig werden: „Dann gehen Sie doch dahin!“

Der Kunde verlässt den Möbelmarkt ohne Regal. Er hätte dies alles vermeiden können.

Denn wer in diesem Möbelhaus gottgleich und königlich ist, steht schon im Namen: Möbel BOSS.

© POTZDAM 2002 – P. Brückner

| KULTURKAMPF |

Die Festung

Potsdam ist kein Pilot

Von M. Gänsel

Nach einem alle sozialen Sinne fordernden Arbeitstag war K. nun verdientermaßen auf dem Weg nach Haus, stand in Vorfreude auf Frau und Kind lächelnd am Bahnsteig und erwartete den Vorortzug. Die Abendsonne schmeichelte dem abgetragenen Anzug und der ganzen abgearbeiteten Person – ja selbst die Aktentasche zu seinen Füßen schien weicher, harmloser und weniger kantig. K. rauchte, denn im Bureau war das Rauchen seit Anfang des Jahres nur in einer Kammer gestattet, die vorab als Aufbewahrungsort für Schuldner-Akten diente und entsprechend roch.

Plötzlich stand, sich mit einer überraschenden Bewegung von hinten um ihn herum schraubend, eine Uniformierte vor ihm. K. sah ihr ins viel zu nahe Gesicht, sie war etwas größer als er, fülliger auch. Sie schaute nach unten, K. errötete und senkte ebenfalls den Blick. Sie hielt ein kleines Ding in der Hand, orange-farben. Ihre Hand berührte fast seinen Anzugstoff; K. begann leicht zu schwitzen. Er hob den Blick, und jetzt sah sie ihn auch an.

„Ick möschte Sie bittn die ßigarette hier rein ßu machen.“

K. verbeugte sich leicht, lächelte noch immer, schließlich freute er sich noch immer auf Frau und Kind. „Wie bitte?“

Die Uniformierte hielt das kleine orange-farbene Ding jetzt nah vor sein Gesicht. Er erkannte das Zeichen der Bahngesellschaft und eine Zigarette, durchgestrichen. Er nahm all seinen Mut zusammen und ihr das Ding aus der Hand. Sie ließ ihn gewähren, beobachtete jede seiner Bewegungen. Sie war auf der Hut, das spürte K. Was wollte sie? Er hielt das Ding nun in der Linken, zog seine Rechte vorsichtig zwischen sich und der Uniformierten dazu und stieß die Zigarette leicht hinein, Asche fiel ab. Fragend sah er zu ihr hinauf.

„Wenn Sie sisich weigern die ßigarette im dafür vorgesehenen Raucherareal ßu rauchen

mussick Sie bitten die ßigarette hier drinne außumachen.“

„Ein Raucherareal? Wo ist das?“ K. war ganz ruhig, obgleich der ihm entgegengebrachte Ton fordernd und drohend war. Es schien, als sei die Uniformierte auf Widerworte eingestellt und gleichsam drei Schritte zu weit in der Unterhaltung. K. wollte nicht widersprechen, er wollte verstehen. Sie hob den linken Arm in eine Richtung und nickte mehrmals zuckend mit dem Kopf. K. bückte sich, nahm seine Aktentasche auf, hielt noch immer die Zigarette und das Ding in den Händen. Er drehte sich der von ihr geforderten Richtung zu und bot ihr den Arm. Sie wich einen Schritt zurück, setzte sich aber wie er in Bewegung.

Ein paar Meter entfernt erkannte K. eine schmale, hüfthohe Stahlsäule, deren oberes Ende, nach innen gestülpt, wohl einen Aschenbecher darstellte. Also darum war es ihr gegangen! Er teilte ihr sein Verstehen mit, sie nickte barsch.

„Das Rauchen auf den Bahnsteigen is nur noch an den dafür vorgesehenen Raucherareals gestattet. Zuwiderhandlungen...“ – „Aber ich habe doch nicht zuwider gehandelt!“, rief K. Sie blickte ihm ins Gesicht, als sähe sie ihn gar nicht. Ihr Kopf war leicht nach hinten geneigt, als wäre er größer und nicht sie. Dadurch betrachtete sie ihn doppelt von oben herab, ihr Kinn verdreifachte und ihre Augen mühten sich, die Sicht so gut wie irgend möglich über die gewölbten Wangen zu retten. K. hatte die Aktentasche wieder abgestellt, hielt die Zigarette über die Stahlsäule und lächelte noch immer.

„Sie sind einsichtig!“ Ihr Ton war unverändert, er vermeinte immer das Falsche zu hören. Sie sagte das ja, als hätte er sich geweigert! In K. wuchs das Verlangen ihr ein Lächeln zu entlocken. So ein schöner Abend, so weich das Licht, so klein das Problem! Er nickte ihr aufmunternd zu und begann wortreich sein Verständnis zu artikulieren. Er wisse ja um die Verunreinigungen durch Zigarettenreste, er ahne ja die Motivation für diese Entscheidung, und die Kosten!

„Sie sind einsichtig!“, murmelte die Uniformierte ein zweites Mal. K. redete einfach weiter in ihr Gesicht hinein, der Kopf war nicht mehr nach hinten geneigt, die Augen schienen ihn langsam wahrzunehmen. Ihre Wangen waren im Abendlicht dunkel-orange und passten farblich perfekt zu dem Behelf-Aschenbecher, den er noch immer in der Hand hielt. „Darf ich den behalten?“

Jetzt begann sie zu reden. Ganz unvermittelt sprudelte es aus ihr heraus, es hörte sich nach einem Aktenvermerk an, sie hatte sicher ihre Vorschriften, K. kannte sich da aus. Es sei eben nur ein Arbeiter, der in der Nacht alle drei Bahnsteige zu säubern hätte. Sie hätten nur diesen einen! Und die Gleise, Tabak zersetze, das sei Gift! Wenn Sie sich einen Raucher vorstelle, der rauche ja wo er stehe und gehe! Und damit sei Schluss! Deswegen die Säule, ganz neu sei das.

„Wird das hier in Potsdam getestet?“ – „Nee, Pilot war Bonn.“ Es schien ihr nicht wenig auszumachen, dass es die ferne Stadt und nicht ihr Bahnhof war, der die Neuigkeit als erster umsetzen durfte. Auch diese Frustration kannte K., er stand jetzt leicht nach vorn gebeugt, die Zigarette war längst im Stahlbauch verschwunden, das Abendlicht der nahenden Dunkelheit gewichen. Sein Zug fuhr ein. Er hielt das kleine Ding nach oben. „Darf ich das behalten?“

„Des jefällt Ihnen, wa? Ja ick find die och janz knuffig!“

Er stand auf dem Abtritt und winkte ihr. Sie war ganz geschäftig und hatte keinen Blick für ihn. K. drehte sich gerade herum und wollte die letzte Treppe nehmen, da rief sie ihm nach: „Erzählenses rum! Aber positiv!“ K. nickte, er lächelte nun nicht mehr. Er verstand sie, er verstand sie ja so sehr. Aber was war mit den anderen? K. wurde traurig, als er an die Zukunft dachte, an die vielen Uneinsichtigen, Zuwiderhandelnden, die der Uniformierten das Leben schwer machen würden. Die Arme!

Sie hatte bis zum Ende nicht gelächelt. Einen Anflug von Heiterkeit glaubte er wahrzunehmen, als er sie, leicht amüsiert, fragte, was denn nun geschähe, wenn er nicht „einsichtig“ wäre. Da hatte sie fast gelächelt und den Kopf nach wieder nach hinten geneigt: „Zwanzig Euro!“, triumphierte sie in sein staunendes Gesicht.

Ein Schlüssel zur Stadt

Christian Wendlands Buch über den Architekten Georg Christian Unger

Von Markus Wicke

Es ist fast unmöglich, in der Potsdamer Innenstadt zu leben und dabei nicht in einem seiner Häuser zu wohnen: Der Architekt Georg Christian Unger hat in der preußischen Residenz des ausgehenden 18. Jahrhunderts 260 Bürgerpalais geschaffen, wovon knapp die Hälfte den 2. Weltkrieg und davon immerhin noch einmal zwei Drittel die darauf folgende Abrisswut geschichtsvergessener DDR-Städteplaner überlebt haben. In der Charlotten-, Bäcker- oder Lindenstraße ist fast jede Fassade Ungerscher Herkunft; die Westseite des Brandenburger Tores am Luisenplatz, das jüngst restaurierte Belvedere auf dem Klausberg, die Hiller-Brandtschen Häuser in der ehemals so kunstvoll angelegten Breiten Straße: Sie alle tragen seine Handschrift. Trotz seiner stadtbildprägenden und von der Größe des Bauvolumens her immensen Arbeit blieb Unger in den folgenden Jahrhunderten weitestgehend unbeachtet. Durch die jüngst erschienene Monographie des Potsdamer Architekten Christian Wendland konnte diese Lücke nun geschlossen werden.

Wir erfahren wenig über das Leben Ungers: Zu spärlich sind die überlieferten Quellen. Aus Bayreuth in die preußische Residenzstadt übergesiedelt, machte der junge Unger ab 1763 in dem von Friedrich II. ausgelösten märkischen Bau-Boom rasch Karriere. Bis er 1781 als königlicher Bauinspektor nach Berlin zog, um dort die Vollendung des heutigen Gendarmenmarktes zu übernehmen, hatte er im Auftrag Friedrich des Großen aus dem architektonisch ärmlichen Potsdam einen repräsentativen Stadtraum geschaffen, der einer europäischen Residenz ebenbürtig war. Nach Vorbildern antiker oder neuerer italienischer Bauten ließ der König seinen Baumeister prachtvolle Kulissen – wie den Palast Barberini am Alten Markt – und ganze Stadt- und Fassadenlandschaften errichten, immer in Bezug aufeinander und mit unausbleiblicher Wirkung auf den Betrachter.

„Beim Durchschreiten der von Unger in Potsdam gestalteten Straßenräume stellt sich ein Gefühl von Harmonie und Schönheit ein“, schreibt Wendland und erklärt – auch für architektonische Laien verständlich – die Elemente dieser Kompositionen aus Stuck und Stein: Es sind nicht nur die geschickt inszenierten Wechsel der Fassaden, die Vortäuschung vom großen Stadtpalais, die genau betrachtet nur durch die Zusammenfassung von drei Wohnhäusern zu einer gemeinsamen Fassade erreicht wird; es sind auch die kleinen Details: die für Potsdam so einzigartig zahlreichen Putten und Medaillons, die bei aller Ähnlichkeit des Baustils aus jedem Haus einen Solitär machen.

Der Leser wird verführt, durch die noch erhaltenen Straßen Ungers zu gehen und abwechselnd Buch und Fassade zu lesen. Nicht zuletzt der aufwendig gestaltete Bildteil (zumeist mit historischen Messbildern der Potsdamer und Berliner Häuser) und das aufwändig recherchierte Verzeichnis sämtlicher Unger-Bauten machen diesen Band zu einem Schlüsselwerk für die Potsdamer und Berliner Architektur des 18. Jahrhunderts.

Wer Potsdamer Architektur verstehen möchte, sollte dieses Buch lesen. Wer in Potsdam bauen möchte, erst recht.

Christian Wendland: Georg Christian Unger. Baumeister Friedrich des Großen in Potsdam und Berlin. Strauss Verlag Potsdam. 2002 (€ 36,00)

© POTZDAM 2002 – Markus Wicke

Wonach Er sich zu richten hat!

PotZdamer Tagesbefehle

DAS GEHT ZU WEIT!

PotZdam.de ist eine Satirepublikation. Das sei zur Sicherheit hier mal wieder unterstrichen. Und wenn in PotZdam.de schon mal einer in seinem Tagebuch davon erzählen darf, dass in der Bundestagsverwaltung künftig jeder sein Toilettenpapier selbst mitbringen muss, sollte die geneigte Leserschaft schon damit rechnen, dass das nicht VOLLSTÄNDIG der Realität entsprechen muss.

Warum wir hier so ausdrücklich darauf hinweisen? Weil Frau Schulleiterin Gisela Meißner an ihrer Zinnowwald-Grundschule in Zehlendorf (Berlin) einführen will, dass die Kinderchen ihr Toilettenpapier künftig selbst mitbringen.

Na, das geht uns dann aber doch zu weit.

FALK ADOLF RICHTER!

Das hätten wir ja gern gesehen: Sie mit Jürgen Rohne, dem anderen Top-Kandidaten dieser ansonsten ereignislosen Oberbürgermeisterwahl, in der Stichwahl: Wie Sie sich überboten hätten mit Torheiten, die man als Angehöriger bildungsferner Schichten auch als Satire bezeichnen kann. Obwohl Sie, Rohne, diesen ganzen Kram ja wohl ernst gemeint haben: Beigeordnetensitzungen im Stehen und in Englisch und Französisch, Potsdam als Sonderwirtschaftszone... Muss man erst mal drauf kommen und als PNN dann auch noch die Chuzpe haben, den ganzen Kram tagtäglich abzudrucken, statt ihn ganz demokratiefeindlich einfach zu ignorieren. Immerhin hat uns Richter Falk mit seinen Adolf-ähnlichen Plakätchen (warum reißt die Antifa DIE eigentlich nicht ab?) schon genug Toleranz abverlangt.

Wem wir in der Richter-Rohne Stichwahl den ersten Platz gegönnt hätten? Schalk-Falk natürlich, damit er den ganzen ausgedachten pseudo-ironischen Schwachsinn auch hätte umsetzen müssen. Aber die Wähler wollten wohl leider was Anderes (die Namen sind uns grad entfallen).

Also Richter: Weiterstudieren!

ACH UND, SPD/GRÜNE:

könnt ihr bitte ganz schnell Studiengebühren einführen? Danke!

DEUTSCHE BAHN AG!

Macht ihr eigentlich manchmal Alkoholtests unter Euren Regionalexpress-Schaffnern? Oder wie erklärt ihr euch sonst einen torkelnden, Alkohol- und Schweißfahnen schwenkenden Zugbegleiter, der bärtige Reisende neckt („Dat wat sie da im Jesichte haben, hätt' ich jern auf meen Kopp“) und die vorsorglich gezückten Fahrscheine mit den Worten ignoriert: „Nee, will ick nich, wollt nur ma gucken, wie hier oben det Klima so iss, also: Weitamachen!“? Wisst ihr auch nicht? Wenigstens verstehen wir jetzt eure Imbiss-Automaten-Durchsage zwischen Wannsee und Potsdam besser: „Für alkoholische Getränke benötigen Sie Wertbons, die Sie beim Kundenbetreuer des Zuges erhalten“. Vielleicht doch mal nachzählen? Wohl bekomms!

BERLIN MARATHON!

Wie konntest du dich in diesem Jahr auf das letzte Septemberwochenende ansetzen? Du

hättest doch wissen müssen, dass an diesem Wochenende die BVG ihre Hauptstrecke zwischen Bahnhof „Zoologischer Garten“ und „Bahnhof Friedrichstraße“ wegen Bauarbeiten sperren wird! Wenigstens hättest du fragen können! Nun stehst du mit Zehntausenden von Teilnehmern und zahllosen Zuschauern (die nicht oder nur sehr langsam an die Streckenränder kommen werden) da und fragst dich, wie es dazu kommen konnte!

Ganz einfach: Nur weil du eine der größten Sportveranstaltungen der Bundeshauptstadt bist, hast du gedacht, dir würde eine Extrawurst gebraten. Falsch gedacht. Verkehr ist BVG-Sache! Weltstädtisches Flair ist zweitrangig! Du, Berlin Marathon, beklagst, Berlin würde durch solche Entscheidungen Provinzialität in alle Richtungen ausstrahlen. Wen willst du mit diesem Vorwurf treffen? Dass Berlin provinziell ist, weiß die BVG schon lange.

© POTZDAM 2002

| GEKAUFT! |

Lehrter Berlinhauptstadtbahnhof

The Minority Report

Von Hans-Jürgen Schlicke

Neunhundertachtundneunzig von tausend Berlinern hat es einen Scheißdreck interessiert, wie der neue Bahnhof hinterm Kanzleramt, das alle Berliner übrigens verschmitzt schmunzelnd Waschmaschine nennen, benannt sein soll. Bisher hieß er – seit 1885 wohl – Lehrter Stadtbahnhof, was dem kleinen Nest Lehrte in der Nähe von Hannover eigentlich nie wirklich geschadet hat. Zwei von tausend Berlinern hat es interessiert, welchen Namen der Bahnhof tragen soll. Sie setzten sich kämpferisch dafür ein, dass er weiter so heißen möge wie bisher, Lehrter Stadtbahnhof eben.

Wir wissen ja in Berlin, was aus Zentralisierungen bei Benennungen so wird: Der Hauptbahnhof hieß Hauptbahnhof von der 750-Jahr-Feier bis zur Revolution 1989, dann wieder Ostbahnhof. Dass der Flughafen Tempelhof in der Unterzeile eigentlich auch noch Zentralflughafen heißt, weiß kein Schwein. Dass Schönefeld mal Zentralflughafen hieß, wussten die Westalliierten schnell wieder zu ändern. Wegen Tempelhof. Aber niemand lernt daraus und man nennt den Lehrter Bahnhof – der größte Kreuzungsbahnhof Europas übrigens (wo sind eigentlich der zweit- und der drittgrößte Kreuzungsbahnhof Europas?) – nun Hauptbahnhof. Das kommt davon, wenn sich nur zwei von tausend für etwas interessieren! Man soll auch nicht länger als einsdreißig über dieses Thema nachdenken. Das ist vertane Zeit.

Länger als einsdreißig regte sich die Berliner Abendschau des SFB-Fernsehens darüber auf und holte sich auch noch gleich den Stadtentwicklungssenator Peter Strieder (SPD) ins Studio, um ihm mal so richtig die Meinung zu geigen. Der wiederum geigte zurück und meinte, es wäre schon hilfreich, wenn ein Ausländer im Ausland am ausländischen Bahnhofscharter sagen könne, wohin in Berlin er denn fahren wolle mit der Eisenbahn. Und da wäre es schon gut, wenn Berlin einen Hauptbahnhof habe.

Totschlag-Argument nennt man das. Weil doch die Züge oft sowieso auch in Alexanderplatz, Charlottenburg, Friedrichstraße, Ostbahnhof, Schönefeld, Spandau oder Zoologischer Garten halten. Aber das weiß Strieder nicht. Muss er auch nicht. Er soll seine wertvolle Zeit nicht damit verschwenden, am Ticketschalter anzustehen. Das will ich gar nicht. Das sollen seine Adepten machen und ihm dann erzählen, wie so was funktioniert.

Ich fahre übrigens mit der S-Bahn jeden Tag zwei Mal durch den Lehrter Stadtbahnhof und bin schon mal überhaupt nicht hämisch gespannt, wie oft sich der gestresste Zugabfertiger künftig verhaspeln wird: „Ähem hier Lehrter Berlinstadtbahnhof, ach nee, Moment ... Berlin, Lehrter Hauptbahnhof, nee, ooch nich, wartense ...“

© POTZDAM 2002 – Hans-Jürgen Schlicke

»Hast du Lust?«

Wenn Eine eine Reise tut (1)

Von Astrid Mathis

Alles lief wie immer. Ich feierte mit meinem Kumpel in Bad Segeberg den Abschied von den Indianern für die Saison. So weit, so gut. Doch nicht wie sonst wollte mich der Freund am nächsten Morgen zum Bahnhof nach Bad Segeberg bringen, ich sollte den Bus nehmen. Kein Problem, dachte ich mir, selbst ist die Frau!

Mit meinem Rucksack machte ich mich morgens um halb neun nach wenig Schlaf auf zur Bushaltestelle. Der Fahrplan öffnete mir meine müden Augen. Bus weg, Kumpel im Tiefschlaf, ich allein in einem gottverlassenen Etepetete-Dorf – mit Sehnsucht nach Berlin. In zwei Stunden fuhr der nächste. Klasse! So versuchte ich mich als Tramperin bei etlichen Ehepaaren, die alle zum Einkaufen in ihrem Dorf spazieren fahren und alles andere, nur nicht nach Bad Segeberg wollten.

Ich war noch frohen Mutes und hielt immer brav den Daumen nach oben. Schwups, ein Anfang 30-jähriger Typ, seines Zeichens Geschäftsmann, verlangsamte das Fahrtempo und hielt mit seiner Nobelkiste direkt neben mir an: „Wo willst du denn hin?“ Voller Vorfreude, gleich in Richtung zweite Heimat zu düsen, antwortete ich ihm: „Nach Berlin, aber erst mal nach Bad Segeberg. Hab grad den Bus verpasst.“ – „Das liegt gar nicht auf meinem Weg. Ich bin auch unter Zeitdruck. Meinst du, hier nimmst dich noch einer mit?“ Meine Hoffnung war rapide in den Keller gesunken, dennoch gab ich mich zuversichtlich: „Wenn nicht, fahre ich eben mit dem Bus weiter.“

In Gedanken war ich bereits wieder an der Bushaltestelle, da hörte ich mein Gegenüber wie von fern sagen: „Hast du nicht Lust, mir einen zu blasen? Dann fahre ich dich bis Bad Oldesloe.“

Stille.

Gänsehaut bis unter die Haarwurzeln und einem Herzstillstand nahe, schüttelte ich mit dem Kopf. Ganz sicher hatte ich mich da verhöhrt, ich hielt es noch für einen Spaß oder einen Film, während ich schon abwehrend mit erhobenen Händen rückwärts vom Auto wich.

Ehrlich gesagt, ich hatte nicht die geringste Lust. „Nicht mal 'n bisschen mit der Hand?“ Das war jetzt wirklich nicht sein Ernst. Da hielt man sich von Pennern fern, um von Geschäftsmännern wie eine Nutte in einem Dorf in Westdeutschland angequatscht zu werden! Ich war hellwach, so viel stand fest.

Er fuhr weiter, und ich wollte niemanden mehr ansprechen, nur noch in der Sonne flanieren und den Typen vergessen. Auf einmal hörte ich ihn wieder: „Jetzt komm' schon her. Steig ein.“ Nun musste ich fast lachen: „Nicht auf einen Meter werde ich mich diesem Auto nähern!“ Er meinte, mir erklären zu müssen, wo es zur Bundesstraße geht, damit ich von dort aus weiter trampeln könnte. „Einen schönen Tag noch! Danke, nein!“ Wieder tauchte er am Ende der Straße unter. Nun war ich ihn wohl endlich los.

Doch keine 10 Minuten waren vergangen, da drang mir die bekannte Männerstimme erneut ans Ohr. Er musste wirklich einen Narren an mir gefressen haben, oder er bildete sich ein, er könnte mich tatsächlich überreden. „Los, komm her, ich fahr dich jetzt nach Bad Oldesloe.“ Ich lehnte ab. „Der Preis ist mir zu hoch. Mir ist mein Leben noch lieb.“ Zugegeben, ich fand meine Bemerkung übertrieben: aber passend. Er antwortete mit einem Zahnpastalächeln und gespielter Entrüstung: „Ich bin doch kein Verbrecher.“ Das konnte ja jeder sagen, dachte ich bei mir. Ich hatte den Film PSYCHO einmal in Berlin im Kino gesehen und musste danach in eine Komödie gehen, damit ich es nervlich überhaupt nach Potsdam schaffte. So nachts allein. Und der Typ in PSYCHO sah auch nicht so irre aus wie er letztlich war. Ein letztes Mal bat er mich einzusteigen. Dann musste er es kapiert haben: Er verschwand auf Nimmerwiedersehen.

© POTZDAM 2002 – Astrid Mathis

»Hast du Fahrschein?«

Wenn Eine eine Reise tut (2)

Von Astrid Mathis

Ich wartete also auf den Bus und kam nun so knapp in Bad Segeberg an, dass ich gerade den Zug erreichte, der 11.01 Uhr losfuhr. Ich hatte im Zug gleich mehrere Probleme. Zum einen fehlte mir eine Fahrverbindung (es versteht sich von selbst, dass ich so schnell wie möglich von dort weg wollte), zum anderen konnte ich ohne Deutschlandkarte mit eingezeichneten Ländergrenzen nicht sagen, welches der erste Ort in Brandenburg war und ohnehin keine Fahrkarte lösen. Erfahrungsgemäß hatte mich noch nie jemand im Zug von Bad Segeberg nach Bad Oldesloe kontrolliert, so wohl hoffentlich auch dieses Mal... Irrtum!

Neben mir baute sich ein Mann auf (was hätte ich in diesem Moment für eine Schaffnerin gegeben!): „Haben Sie eine Fahrkarte oder nicht? Wenn nicht, verlange ich von Ihnen Personalausweis oder 30 Euro.“ Willkommen im Leben, dachte ich mir. Was war bloß mit den Männern los? Ich hatte zu schweigen und dem Schaffner zu folgen, der meine Personalien aufnahm. Mein Verstand schien mir einen Streich spielen zu wollen; ich fragte mich tatsächlich, ob ich mich nicht doch hätte vom Vergewaltiger mitnehmen lassen sollen. Dann hätte ich wenigstens keine 30 Euro Strafe kassiert.

Ich kam mir vor wie Otto: „Da waren sie wieder meine drei Probleme.“ Nur hatte ich zwei, die reichten völlig. Erstens: Ich musste den Zug mit „Fahrpreiserhebungsquittung“ verlassen. Zweitens: Nach meinem Ausstieg hielt ich weder eine Information zu meiner Strecke noch einen gültigen Fahrschein bis zur Landesgrenze Brandenburg in meinen Händen. Das nennt man Kundenservice! Der Mann mit dem Strafzettel bemerkte zur Krönung, beim Autofahren gäbe es auch Strafzettel. Ach, tatsächlich! Wieso ist es dann möglich, einen Fahrschein zu lösen, sofern man sich beim Schaffner meldet. Manchmal braucht man das nicht mal, weil der Schaffner ohnehin die Runde macht.

Ich stand in Bad Oldesloe, war einem möglichen Vergewaltiger entkommen und hatte keine Fahrkarte, dafür aber einen Strafzettel in Höhe von 30 Euro in meiner Hand und null Information. Kurzerhand fragte ich eine Wartende, wo der nächste Automat oder eine Information sei. Sie wies ein paar Bahnsteige weiter und bemerkte, dann würde ich jedoch weder den Zug Richtung Lübeck noch den Zug nach Hamburg schaffen. Nun reichte es mir wirklich. Ich wollte auf der Stelle weg und nicht zwei weitere Stunden auf die nächste Verbindung für einen so miserablen Service warten.

Ich stieg in den Zug nach Lübeck und hatte schon wieder so einen Schaffner vor der Nase. Er war gerade damit beschäftigt, für einen anderen Bahnkunden einen Strafzettel auszuschreiben. Gab es dafür Provision? Als er fertig war, kam ich an die Reihe. Ich bat also um eine Information, wie ich am besten über Lübeck und Bad Kleinen nach Berlin käme. Außerdem brauchte ich ja noch eine Fahrkarte, musste dazu aber wissen, wo das Land Brandenburg beginnt. Der kleine runde Mann entgegnete entnervt: „Ich habe hier keine Karte.“ – „Sie werden mir doch nicht den Kauf einer Fahrkarte verweigern?“, fragte ich zurück. Er antwortete: „Dann muss ich ja Ihretwegen durch den ganzen Zug? Wenn man verreist, informiert man sich vorher.“ (Es ist eigentlich unnötig zu sagen, dass ich mir vor meiner Abreise einen Plan gemacht hatte, der aufgrund der vielen Erlebnisse aber leider Gottes nicht aufging.)

Ehrlich gesagt, entweder man kann im Zug Fahrkarten kaufen und Informationen einholen oder generell nicht. Versteh einer diese Regelungen! Während der kleine Mann durch den Zug lief und ich hinter ihm her ging, fluchte er: „Jetzt gehen mir Ihretwegen sicher vier oder fünf Schwarzfahrer durch die Lappen.“ Ich grinste. Wenigstens die anderen sollten Glück haben. In seinem Abteil angekommen, reichte er mir die Deutschlandkarte. Er hatte etwas anderes zu tun, als mir den Ort zu nennen. Ich sollte selbst nachsehen und nahm die Karte in Augenschein. Wie nebenbei fragte ich meinen drallen Freund, seit wann solche Kontrollen vorgenommen würden, ob die Bahn Geld brauche, die Flut hätte doch eigentlich IN SACHSEN Bahnschäden angerichtet. „Im Gegenteil. Wir sind reich. Darum sind wir auch zu zweit“, meinte der Kollege des Schaffners, der mir nun eine Karte bis Karstädt ausstellte,

was ICH herausgefunden hatte.

Um 17 Uhr kam ich in Berlin an. Daheim begann ich mein Widerspruch-Schreiben. Der Typ, von dem ich den Strafzettel verpasst bekam, merkte nämlich an, ich könne natürlich Widerspruch einlegen. Ohne Zweifel rechnete er nicht mit einer Beschwerde meines Kalibers. Ich schätzte, ich würde auf zwei Seiten kommen. Es wurden drei. Einzeilig. Von der Schleswig-Holstein Bahn AG habe ich seitdem nichts mehr gehört. Nur Männern mit Anzug traue ich keinen Schritt mehr über den Weg.

© POTZDAM 2002 – Astrid Mathis

| ÜBERLAND |

Nor Wegen

Die kleinen Unterschiede beim Vorspiel

Von Diana Stübs

Irgendwie gehört es inzwischen ja einfach dazu, mal ein Auslandssemester gemacht zu haben um dann den bedeutungsschwangeren Satz "Ich hab mal eine Weile in da-und-da gelebt." sagen zu können. Auch mir war irgendwann sehr danach (nach dem Auslandssemester, nicht nach dem Satz) und eines Tages, nachdem ich Tausende von Formularen ausgefüllt und Hunderte von Kilometern zurückgelegt hatte, fand ich mich schließlich in Kristiansand/Norwegen wieder. Nachdem die letzten Heimwehtränen getrocknet und die ersten Fotos von Familie und Freunden angepinnt waren, konnte es also beginnen: mein Erasmusstudentendasein. Nach den ersten Einführungsveranstaltungen ganz für uns allein, fing schließlich auch für die norwegischen Studenten das Semester an. So, wie man es sich in Deutschland nicht einmal VORSTELLEN könnte.

Die gesamte Uni sitzt zunächst in einer riesigen Halle beisammen – die Veranstaltung ist einem Parteitag nicht ganz unähnlich. Es werden Reden geredet, eine Coverband hofiert und Küsschen-links-Küsschen-rechts und Blumen ausgetauscht. Für mich ist das alles eher verwirrend, denn es findet ja auf Norwegisch statt, was ich grad noch nur fragmenthaft verstehe. Trotzdem: schön. So sollte ein Semester beginnen! In Deutschland geht man ja einfach nur irgendwann wieder zur Uni und das war's, tz. Ich bin begeistert.

Aber: es geht weiter. Mit einem Barbecue FOR FREE auf dem Campus. Dabei stelle ich fest, dass Barbecue für die Norweger bedeutet, ein trockenes Brötchen zu essen und aber fässerweise Bier (pro Person) zu trinken. Aha. Dass es affenwarm ist, beschleunigt den Blauwerdprozess (nicht meinen, den meiner norwegischen Kommilitonen) natürlich noch. Ich wundere mich darüber ein bisschen, denn am späten Nachmittag sollen auch noch die ersten Lehrveranstaltungen beginnen. Wie wollen denn die sich noch angemessen um ein Referat prügeln? Von wegen, erste Lehrveranstaltung. Schon bald nach meinem Eintreffen stelle ich fest, dass das nix anderes bedeutet, als mit dem gesamten Kurs inklusive Dozenten das fortzusetzen, was man beim sogenannten „Barbecue“ (ha!) begonnen hat. Is' klar, das schafft dann ja auch gleich 'ne ganz andere Lernatmosphäre...

Am Abend der bis dahin schon recht ereignisreichen Semestereröffnung soll schließlich noch eine dazugehörige Party stattfinden, für die ich mich gewappneter fühle: Soo riesig werden die Unterschiede beim Feiern ja nich' sein. Nö, sind sie auch nich' – nur haben die Damen un' Herren Norweger ja eine ganz andere Ausgangsposition und schon den ganzen Tag getrunken. Trotzdem bestehen sie darauf, auf einer Bühne alle Aktivitäten zu präsentieren, die man an der Uni so ausüben kann. Schlimme Szenen spielen sich ab – hat schon mal jemand ein betrunkenes Blasorchester gehört?!

Aber es kommt noch dicker: Plötzlich steht ein älterer Herr auf der Bühne, prügelt auf ein Keyboard ein und alles jubelt. Geschmackverirrung? Nein, es ist der Rektor. Die ganze grade beschriebene Veranstaltung nennt sich übersetzt übrigens „Vorspiel“...

Ich mag dieses Land, ehrlich!

© POTZDAM 2002 – Diana Stübs

Man muss auch mal Prioritäten setzen können

Toleranz nach Regeln

Von Hans-Jürgen Schlicke

Unsere Gesellschaft ist weiß Gott angenehm-intellektuell kinderfeindlich, na sagen wir, kinderignorant. In der S-Bahn zum Beispiel würde keine Mama das Risiko eingehen, das schreiende Baby auf dem Nachbarsitz auszuwickeln, zu entwindeln, von seiner gelbgrünen, nur nach sich stinkenden Kinderscheiße zu befreien, abzuwischen, zu ölen und einzucrömen, um es wieder frisch zu windeln. Keiner (übrigens auch keine) würde der Mama etwa hilfreich die volle Windel abnehmen oder vielleicht ein eigenes Tempo reichen. Ausnahmslos angewiderte Reaktionen wären Mutter und Kind gewiss. Schließlich hat man schon genug Toleranz mit den ebenfalls nur nach sich stinkenden, aber wenigstens ruhig schlafenden Suffköppen zu üben, die allerdings ihre versabberten Gesichter bei jedem Bremsen auf die benachbarte Schulter legen wollen.

Ganz anders verhält sich die Gesellschaft zu Radfahrern. Wobei ich diesmal nicht den Charakter „Nach oben buckeln und nach unten treten“ meine, sondern die Besitzer und Benutzer von Fahrrädern. Sie (die Gesellschaft) baut den Radfahrern zusätzlich zu den Straßen eigene, geteerte Wege mit fröhlichen Markierungen drauf, toleriert, dass sie in Zehnergruppen nebeneinander die Bürgersteige befahren und den zur Seite springenden, archaischen Fußgängern immerhin fröhlich zurufen, dass in den Unterführungen auch viel Platz ist.

Aber diese Tolerierung braucht – vor allem, wo es ein bisschen eng wird, in der S-Bahn etwa – trotzdem auch Regeln, von denen hier einige genannt sein sollen. Regeln für die Fußgänger.

A) Jedem Fahrradfahrer haben im Klappsitzbereich der S-Bahn mindestens drei nebeneinanderliegende Klappsitze zur Verfügung zu stehen. Schließlich erwirbt man als Fußgänger-Mitfahrer mit dem Ticket nicht das Anrecht auf einen Sitzplatz für eine Person, als Fahrradfahrer-Mitfahrer aber das Anrecht auf Platz für mindestens drei Personen. Ähnlich wie der Hundebesitzer-Mitfahrer. Störrische Fußgänger-Mitfahrer dürfen in den Nichtklappsitzbereich verwiesen werden. Egal ob überfüllt oder nicht. Am besten mit dem locker-fröhlichen Hinweis auf die Schwerbehinderten-Abteile. Zuwiderhandlungen können mit heftigen Radbewegungen geahndet werden, die zum Beschmutzen der vorzugsweise hellen Kleidungsstücke bis in den Kniebereich führen dürfen. Die Reinigungskosten trägt der Fußgänger-Mitfahrer.

B) Aussteigende Fußgänger-Mitfahrer dürfen sich nicht in der Mitte der Tür aufstellen. Grundsätzlich sind Fahrradfahrer-Mitfahrer immer zuerst in die S-Bahn hereinzulassen, bevor danach Fußgänger-Mitfahrer den Versuch starten können auszusteigen. Sollte es wegen mangelnder Entschlussfreudigkeit der Fußgänger-Mitfahrer dazu kommen, dass die Tür bereits wieder verschlossen wird, bevor der Ausstiegsversuch begonnen wurde, trägt der Fußgänger-Mitfahrer die Konsequenzen aus der sich durch das Aussteigen an einer anderen Station ergebenden Verspätung; eventueller Verlust des Arbeitsplatzes inbegriffen.

C) Fahrradfahrer sind hochkommunikativ. Wenn zwei, drei von ihnen nebeneinander mit geschultertem High-Tech-Rad vor einem Fußgänger auf der Treppe stehen und sich angeregt über die neueste italienische 27-Gang-Schaltung unterhalten, kann schon die eine oder andere Stunde darüber ins Land gehen. Da heißt es ideenreich einen anderen Weg ersinnen oder dem Fachgespräch mit weit geöffneten Augen und Ohren lauschen. Und sich fragen, wann man sich endlich auch so ein tolles Gefährt zulegt. Damit man dazugehört.

© POTZDAM 2002 – Hans-Jürgen Schlicke

LeserInnenTagebuch

Von Jens K., Bauarbeiter, derzeit Potsdam-West

30. September

Liebes Tagebuch, heute war ein irrer Tag. Hab mit dem Chef gequatscht in der Pause, der war so anders drauf. Ich weiß auch nicht. Irgendwie sind wir auf Gedichte zu sprechen gekommen. Ich will ihm eins zeigen von meinen, hab ich versprochen. Ich habe mich für das hier erschienen. Liebes Tagebuch, du musst mir sagen, ob das so geht!!!

Bau(Stellen)Gedanken

Ich trage eine Weste in orange
 Manchmal habe ich eine Glatze und
 Bin selbstbewusst und
 Rechtsradikal.
 Manchmal habe ich überall Haare und
 Blaue Latzhosen an.

Ich esse halb neun Uhr morgens Eisbein und Schnitzel.
 Manchmal brülle ich „STELL DAS SCHEISSDING AB!“ und
 Lasse die Schaufel aus einem Meter Höhe
 Fallen.
 Manchmal gucke ich aus dem Lastwagenfenster und
 Tonnen von Sand fallen hinten
 Runter.

Ich bin immer in der Gruppe und nie allein.
 Manchmal sieht man niemanden, nur
 Einen Schlauch,
 Der bewegt sich und ist sehr laut.
 Manchmal stehen fünf von uns rum und
 Unsere Hände
 Sind in die Hüfte gestemmt. Dann sind wir leise.

Viel lieber sind wir laut und schwenken die Arme.
 Manchmal schwenken wir Baggerschaufeln und
 Schlagbohrer,
 Die geh'n ab wie ne Pershing!
 Manchmal freue ich mich auf den Feierabend,
 Auch wenn das Bier schon seit zehn Uhr fließt.

6. Oktober

Danke, vielen Dank!! Der Chef hat es an die *Bauwelt* geschickt, es wird vielleicht gedruckt!!
 Liebes Tagebuch, ich bin so glücklich. Ich wusste es: In mir steckt mehr als ein blöder
 Sandschipper!!!

8. Oktober

Ortsgruppe-Süd hat mir eine Vorladung geschickt. Es geht um mein Gedicht. Das mit der
 Pershing finden sie gefährlich. Nicht wegen der Pershing, sondern wegen VS usw. – dass die
 auf uns aufmerksam werden usw. – scheiße. Dabei ist die erste Strophe doch viel...!!! Aber da
 sagt Hirschi, das ist Satire... Satire! Das ist ernst gemeint!! Werde meine Lyrik verteidigen!
 Kunst kennt keine Angst!!!

9. Oktober

Hirschi sagt, ich soll was ausarbeiten, kurze Erklärung. Das werde ich, das werde ich!!! Nur Scheiße in diesen Tagen, heute nacht auf der Baustelle ein Irrer, wegen Lärm usw. – wir nur das Papierchen aus der Tasche geholt, Genehmigung von der Stadt, und nu geh poofen Alter. Hirschi hat die Rundumleuchte die ganze Zeit laufen lassen. Bitte sehr, ihr Spießer!!!

11. Oktober

Brief von der *Bauwelt*. „... bitten wir Sie, uns nicht weiter mit unverlangten Einsendungen (noch dazu rechtsradikalen Inhalts) zu belästigen.“ Eine Sprache haben die! Wir werden die mal besuchen, die Wichser. Na egal, für meine Ausarbeitung für die Ortsgruppe passt das super. Chef hat mir heute was von sich gegeben, finds affig und schwul:

Du...

*Dein Arm glänzt ölig...
Dein Nacken ist feucht...
Ich glaube es wirklich.
Ja langsam mich deucht:
Du bist gar kein Arbeiter!
Bist kein Prolet!
Du sagst: „Kerl träum weiter!“
Oh du! Mein Gebet!*

Isses nicht blöde? Aber eine Frage hätte ich noch, mein liebes Tagebuch: Wen meint der???

© POTZDAM 2002 – M. Gänsel

| TAGEBUCH |

Kinder entdecken die Welt

Pech für die Schildkröten

Von P. Brückner

Manche Menschen haben ein zwiespältiges Verhältnis zu Tierparks. Teils, weil sie es nicht richtig finden Tiere hinter Gittern zu halten. Teils, weil man in Zoos neben den eingepferchten Kreaturen unweigerlich auch auf unzählige Kinder trifft. Kinder, die genau wissen, dass die Wesen auf der anderen Seite hinter Gittern oder Glasscheiben festsitzen. Kinder, die keine Gelegenheit auslassen, ihr Spiel mit denen zu treiben, die zum Glück der kleinen Leute nicht mitspielen können.

Man empfindet Mitleid, wenn ein völlig verstörter Wolf systematisch durch ein ca. 9 jähriges, den Mond anheulendes Kerlchen in den Wahnsinn getrieben wird. „Los Wolf“, denkt man, „sind nur zwei Meter Zaun... und dann hast du ihn!“ Klar, man denkt es nur. Spräche man es aus, würden Tausende Mütter und Väter über einen herfallen, die ihren heulenden Filius noch anstacheln. „Ach was für ein kluges Kind, er spricht mit Wölfen.“ Manch Zoobesucher schüttelt ob der Tierquälerei und auch der Lärmbelästigung den Kopf, aber kein Wärter oder Besucher schreitet ein. Kinder sind die Zukunft! Und ein irrer Wolf oder ein durch ständiges Scheibe-Batschen autistisch gewordener Orang-Utan sind für die Zukunft kein zu hohes Opfer.

Nun soll aber niemand denken, kein Preis wäre für die ungehemmte Entwicklung unserer Kinder zu hoch. Ich will gar nicht darauf hinaus, dass viele Eltern es nicht als ein Zeichen kreativer Intelligenz betrachten, wenn ein Kind vor ihrem Fenster stundenlang den Mond anheult oder mit seinen kleinen Fettpfötchen gegen die Autoscheibe tatscht. Aber gehen Sie mal in die Nationalgalerie und animieren sie ein Kind, mit vorgestreckten Ketchup-Händen

auf einen Daniel Caspar Friedrich loszugehen. Sehr schnell wird sich jemand finden, der Kind und dazugehörige Erzeuger vor die Tür setzt, egal ob „unser kleiner intelligenter Racker“ eigentlich nur Friedrichs Gemälde ganzheitlich „begreifen“ wollte. Was zuviel ist, ist zuviel!

Der Unterschied zwischen Zoo und Museum liegt auf der Hand: Tiere kann man nachzüchten, im schlimmsten Fall klonen. Aber ein Gemälde, einmal ruiniert, wächst nicht wieder nach. Meistens wissen Eltern um diesen Unterschied und nehmen ihre Sprösslinge erst gar nicht mit ins Museum, es sei denn – ja, wenn es da Tiere zu sehen gibt. Gut, die sind eh schon tot und es ist nicht anzunehmen, das ein plastinierter Tigerhai noch große Notiz von drei kleinen Jungen nimmt, die mit einem infernalisches „HAAAARRR“ minutenlang an der Vitrine auftauchen, in welcher der Hai sein ewiges Plastikdasein fristet. Schockzustände bekommen höchstens andere Besucher, wenn die brüllenden Kinder aus dem Nichts vor ihnen auftauchen. Die nebenstehenden Eltern der drei vertiefen sich in die Betrachtung einer Vitrine mit Makrelen, ein Lächeln umspielt ihre Lippen: „Sind sie nicht goldig die Drei, so wissbegierig, so klug. Sie wissen sogar, wie so ein Hai brüllt. Toll!“

Der Hai nimmt es gelassen, die Besucher können nichts sagen. Es sind ja niedliche Kinder. Ja, sie rasen brüllend durch die Seevogelausstellung, trommeln mit ihren kleinen Fäustchen gegen das Glas und machen das Verweilen vor einzelnen Exponaten zur Qual, jedoch, man kann sein Tempo enorm verlangsamen, und bald ist die Anwesenheit der Kinder nur noch durch ein entferntes Gekreische „Ich will aber diesen Plüschfisch haben“ zu erahnen. Sie sind also im Museumsshop. Gemütlich und in Ruhe schlendert der Besucher nun durch die Ausstellung und tröstet sich über die Finger, Lippen und Nasenabdrücke auf vielen der Vitrinen, mit der Gewissheit, dass Reinigungskräfte ihr stilles Werk bald beginnen werden.

Alles wäre gut, hätte dieses Museum nicht auch Aquarien mit lebenden Tieren. Gut wenigstens 5 cm Glas schützen Hecht, Hai und Karettschildkröte vor dem Pochen und Schreien der drei „goldigen Haiimitatoren“. Das Zooprinzip greift gnadenlos, bis ein Becken mit Wasserschildkröten in den Fokus der Aufmerksamkeit gerät. Kein Glas, kein Gitter und kein Graben schützen die Schildkröten vor den Kinderhänden. Das Schild auf dem „Schildkröten bitte nicht berühren!“ steht, können sie noch nicht lesen. Ihre Eltern dagegen schon, aber was macht es, wenn die kleinen ihren kindlichen Spieltrieb mal ein wenig ausleben? Die Schildkröte strampelt panisch, wenn sie eine Stimme hätte, würde „ist die glitschig“ und „wenn man sie auf den Kopf drückt zieht sie ihn ein“ in ihrem Schrei untergehen. Die Eltern stehen daneben und lächeln.

Da die Schildkröte in einem Museum und nicht in einem Zoo lebt, naht, oh Wunder, Rettung: „Entschuldigung, sehen Sie das Schild nicht?“ Eine höfliche Frage, an die Eltern gerichtet. Man könnte annehmen, diese fühlten sich nun ertappt oder doch wenigstens peinlich berührt. Aber nein, schließlich haben sie auch nicht wenig Eintritt bezahlt, da muss doch so ein bisschen Schildkrötenbefummeln drin sein. Das Lächeln auf dem Gesicht der Mutter macht ernsterer Miene Platz. „Sie mögen wohl keine Kinder!“ zischt sie zurück.

„Darum geht es nicht,“ versucht der andere fest zu bleiben „aber die Tiere...“ „Ja, ja die Tiere“ schaltet sich nun auch Papa ein, „...aber Kinder mögen Sie nicht, stimmts!“ Der so jäh der Kinderfeindlichkeit Bezichtigte bemerkt, dass er nun die Blicke aller auf sich zieht. Flucht wäre eine Möglichkeit, doch da wird die arme Kröte erneut einer heftigen Knuddelattacke unterzogen. Ichwillauchma-plärrend zerran zwei Kinder an ihr. „Doch, ich mag Kinder, aber Schildkröten auch... ich finde, Regeln sind Regeln, auch für Kinder!“ Sehr laut vorgetragen erzielt dieser Satz Erfolg. Es ist wohl weniger der Inhalt als mehr die Angst vor dem Skandal. Immerhin steht da ja VERBOTEN. Mama blitzt zornig: „Kevin, Marvin, Sören, kommt wir gehen, der Onkel gönnt euch den Spaß nicht!“

Dann sind sie weg und der Puls von Schildkröte und Befreier normalisiert sich langsam. Man fragt sich, ob diese Geschichte eine Moral besitzt: Kinder dürfen eigentlich alles, Eltern dürfen alles, was ihre Kinder machen, wohlwollend übersehen. Und Schildkröten haben Pech gehabt. Eigentlich Schade.

Ersatzverkehr

... in einer großen Stadt

Von Mathias Deinert

Man wartet in der großen Stadt
 und wartet sooo allein.
 Die Tram, nach der man Sehnsucht hat,
 scheint noch nicht da zu sein.
 „Ersatzverkehr!“
 so liest man auf dem Schild.
 Kein Plan. Kein Bus.
 Nur kalter Wind, der weht.
 Man stöhnt wie wild:
 Man hat schon wenig Zeit!
 Bis er dann plötzlich gegenüber steht.
 Und dann weiß man nicht,
 ob man klagen soll,
 Bus-Verzögerungen sind normal.
 Und man stand ja eine halbe Stunde schon!
 Und nun sitzt man warm mit einem Mal.
 Doch: Man zuckt!!
 Weil er falsch abgebogen ist!
 Ach, wie konnte man denn hierhin bloß geraten!?
 Jetzt ist alles aus.
 Eine Welt stürzt ein.
 Man steigt aus – und sieht sich ganz allein.

Man steht an einem großen Platz,
 und steht doch sooo allein.
 Der Bus, der hier zu stehen hat,
 scheint bereits weg zu sein.
 Man kennt die Pläne nicht,
 und kennt sie doch genau.
 Drum hat man Angst,
 dass heute nichts mehr fährt:
 sucht mit den Augen ihn
 (vielleicht steht er im Stau?)
 bis er dann plötzlich gegenübersteht.
 Und man weiß nicht, wie
 man sich freuen soll.
 Und man findet alles kolossal.
 Ja, man nahm gedanklich schon den Mund so voll,
 aber lächelt jetzt mit einem Mal.
 Man fragt nach:
 Es ist der Rechte! Na, wer sagt's denn!
 Und man sucht sich voller Glück ein freies Plätzchen.
 Jetzt ist alles schön!
 Schöner kann's kaum sein:
 Bus ist voll, fährt richtig und – man sitzt allein!

Man sitzt in einem späten Bus,
 und sitzt – gottlob – allein.
 Man hofft, dass man nicht pullern muss,
 hofft, bald Zuhause' zu sein.
 Man schläft fast ein,
 so spät ist diese Zeit:
 Die Augen fallen zu. Die Wachheit geht.

Man döst und denkt: Fahr' bloß nicht noch zu weit ...
... bis die Kontrolle gegenübersteht.
Und dann weiß man nicht,
was man sagen soll,
und man findet alles so fatal.
Und man nahm doch überall den Mund so voll,
und jetzt stottert man mit einem Mal.
Und Er schreit.
Man fühlt genau: jetzt ist es Schluss.
Und es lohnt nicht einmal mehr ein Wort zu sagen.
Und Er füllt ihn aus,
den Überweisungsschein.
Man zahlt wieder einmal ganz allein!

Nach „Allein . . . in einer großen Stadt“ von Max Colpet

© POTZDAM 2002 – Mathias Deinert

| TAGEBUCH |

Wonach Er sich zu richten hat!

PotZdamer Tagesbefehle

ALLE TÜREN BENUTZEN!

Von Zeit zu Zeit schafft es ein S-Bahn-Zug auf der Linie S7 in den Umlauf zu kommen, in dessen fünftem Wagen an der zweiten Tür links mit schwarzem Edding der kesse Spruch „Ob Du AIDS hast oder nicht, zeigt Dir gleich das rote Licht!“ neben die Lampe über der Tür geschrieben steht. Für den Fall, dass Sie vor dieser Tür stehen und aussteigen wollen, gilt folgende Regel: Keine Sorge, liebe S-Bahn-UserInnen, es handelt sich hierbei um den Scherz eines Spaßvögelchens, nicht aber um eine amtliche Bekanntmachung des medizinischen Dienstes - womöglich in Kooperation mit der S-Bahn GmbH. Benutzen Sie bitte also auch weiterhin getrost diese Tür. Okay?

Die erste Erweiterung dieser Regel geht allerdings so: Wenn Sie anfällig für Placebos sind – das erkennen Sie zum Beispiel daran, dass Ihre hämmernden Kopfschmerzen bereits beim Lutschen eines (!) Campino Erdbeer-Sahne spurlos verschwinden, also bei Placebo-Anfälligkeit aber auch bei hoher Empfänglichkeit für Suggestivkräfte – das wiederum können Sie zum Beispiel dadurch bemerken, dass Sie meinen, alle würden Ihnen ihren Platz in der S-Bahn anbieten, dabei haben Sie zum Frühstück nur eine große Terrine Knoblauchsuppe mit ganzen Früchten verspeist – bei Placeboanfälligkeit und hoher Suggestierbarkeit also sollten Sie die Tür mit dem oben genannten Spruch dennoch meiden.

Angenehme Fahrt noch!

„EISBERG VORAU“,

hieß es für Euch, ahnungslose Bad Saarower, in Eurer Spaßtherme! Ihr habt geplansch, gefeiert, gesoffen, geschlemmt, Euch amüsiert und des Lebens gefreut – und Ihr habt so das 60jährige Jubiläum der Dreharbeiten zum einzigen TITANIC-Spielfilm gefeiert, der in Deutschland produziert wurde. Gedreht 1942 AN und IN Eurem Scharmützelsee. Tja, apropos Scharmützel: Es klebt dummerweise (und das wusstet ihr scheinbar nicht) an diesem Zelluloidstreifen neben einem ganzen Wust an deutschem England(t)rotz auch eine schauerhafte Geschichte NACH den Dreharbeiten. Wusstet Ihr, dass Euer Film lange Zeit verboten war? PotZdam wusste es! Aber diese Tatsachen sollten euch freilich nicht Stimmung und Gelder verderben! Immer zu! Ich freue mich auf die Jubiläen der anderen

Propagandastreifen. In diesem Jahr feiern wir noch den Anti-Russen-Film „GPU“ (60stes Jubiläum), und im nächsten Jahr dann „Hitlerjunge Quex“ (70jähriges Jubiläum). Die ARD wird sie uns alle zur Erinnerung wiederholen!!

GREENPEACE ORTSGRUPPE POTSDAM!

Lange habt ihr in der Stadt existiert, ohne dass PotZdam euch zur Kenntnis genommen hätte. Das wurmt. „Aufmerksamkeit muss her!“ habt ihr gesagt und es kürzlich ins Potsdamer Stadtfernsehen geschafft. Diese Mühe, nur um in einer PotZdam-Ausgabe zu erscheinen, ist lobenswert genug... Allein, ihr habt nicht nur auf Medienpräsenz vertraut: Ihr wolltet SICHER sein, nicht unbemerkt von uns im Fernsehen zu agieren.

Dass ihr Josephine Jakisch zur PSF-Talkshow „Übern Gartenzaun“ geschickt habt, grenzt schon an einen genialen Schachzug. Mal ehrlich, J. J. ist doch extra für diesen Auftritt gecastet worden: Rehäuglein, die dackelgleich übern Gartenzaun staunen, Honigkuchenpferd-Grinsen und dieses lustige Hals-Kopf-Zucken, das jedem die Worte „Oh wie niiiieedlich!“ entlockt... Ja, Greenpeace Ortsgruppe: Du weißt, worauf wir anspringen!

Am beeindruckendsten erschien uns aber die sorgfältige inhaltliche Vorbereitung eurerseits. „Bei uns arbeiten bisher nur Schüler und Studenten mit“, wurde von J. J. ins Mikro gekickst. „Wir hätten aber auch gerne ein paar ARBEITENDE und ERWACHSENE in unseren Reihen! Oder Rentner!“

Schön für euch, liebe Ortsgruppe, dass ihr ein Hochschulstudium aufnehmen konntet, ohne wenigstens ansatzweise erwachsen zu werden. (Hoffentlich tritt es nicht bei allen so infantil wie bei J. J. zu Tage.) Sollten aber mehr Erwachsene (gern auch Studenten), womöglich sogar ein paar knurrige Potsdamer Senioren nun plötzlich eure Ortsgruppe übernehmen, dann wundert euch nicht, wenn ihr im Bundesverband bald nicht mehr die Ortsgruppe seid, welche für „ihre tollen Basteleien“ berühmt ist. Arbeiter und Rentner stehen womöglich nicht auf so etwas! Positiv schlägt dabei zu Buche, dass ihr aus desperaten Meinungen einen Konsens erARBEITEN könntet und dann mit 35 die Chance hättet (wenn ihr das Gicksen auch unter Kontrolle bringt) als ERWACHSENEN zu gelten.

Ist jetzt deine Eitelkeit befriedigt, Ortsgruppe Potsdam? Gut. Aber sei gewiss: Wir haben eure Medienschlamperei durchschaut!

FRAUEN,

Mädels, Weibsbilder! Aufgepasst! Losgerannt! Habt ihr's im Uni-Verteiler gelesen? Wenn DAS nichts für Euch ist!

„Nach mehreren abgelehnten Anfragen wird die Abteilung Rugby des USV nun doch eine Frauentrainingsgruppe eröffnen. Auftakt (auch bei schlechten Witterungsverhältnissen) ist am Montag, 7.10.02, um 16.00 Uhr auf dem Sportplatz Am Neuen Palais.

M. Hess
USV-Vorstand“

Bei schlechten Wetter, nur draußen und nur für Frauen – beim USV machen eben nur die echten Hardliner mit. Und Namen, Namen sind doch Schall & Rauch...

© POTSDAM 2002

| STÄNDIGE AUTOREN |

Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt, liebt und wirkt in Potsdam und Guben.

M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

Markus Wicke

seit 30 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

Siobhan Groitl

Jahrgang 1971, Bayerin, Potsdam-studiert, wohnhaft in Berlin.

Astrid Mathis

alt genug, um Texte zu verfassen, lebt und leidet seit 4 Jahren in Golm und Berlin.

ThiloS

Jahrgang 1966, Wessi, schön, gutaussehend, erfolgreich! Und ein Lügner. Mehr von Thilo unter <http://www.hinrichtungskomitee.de>.

Diana Stübs

21, Ostseekind, ledig.

| REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

| KONTAKT |

redaktion@potzdam.de